

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 22. — Sonntag, den 31. Mai 1931.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i.Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Vom Trinitatisfest im Erzgebirge

Wieder Trinitatistag! Ein Tag, der neben den offiziellen Totensonntagen Deutschlands dem Gedenken derer gewidmet ist, die für immer von uns gingen. Eigentlich der schönste Tag für solch Erinnern, denn er fällt in eine Zeit, in der die Welt voll prangender Pracht steht. Ringsum ein Blühen und Grünen, eine Lenzfreude in der Natur, die Schritt auf Schritt die Allmacht des Schöpfers kündigt und Zeugnis ablegt von der Unsterblichkeit. Ob auch des Winters weißes Kleid sich mondelang über die Erde gebreitet und alles Leben begraben schien, immer wieder siegt des Frühlings Ewigkeitsmacht über das Sterben in der Natur und predigt so dem Menschen, daß auch mit dem Stillstand des Herzens nicht alles vorbei ist. Und darum eben tritt jeder, der am Trinitatistage ein liebes Grab mit Blumen schmückt, doppelt gläubig an diesen Hügel; sein Auge schaut rings die wiedererstandene Natur. —

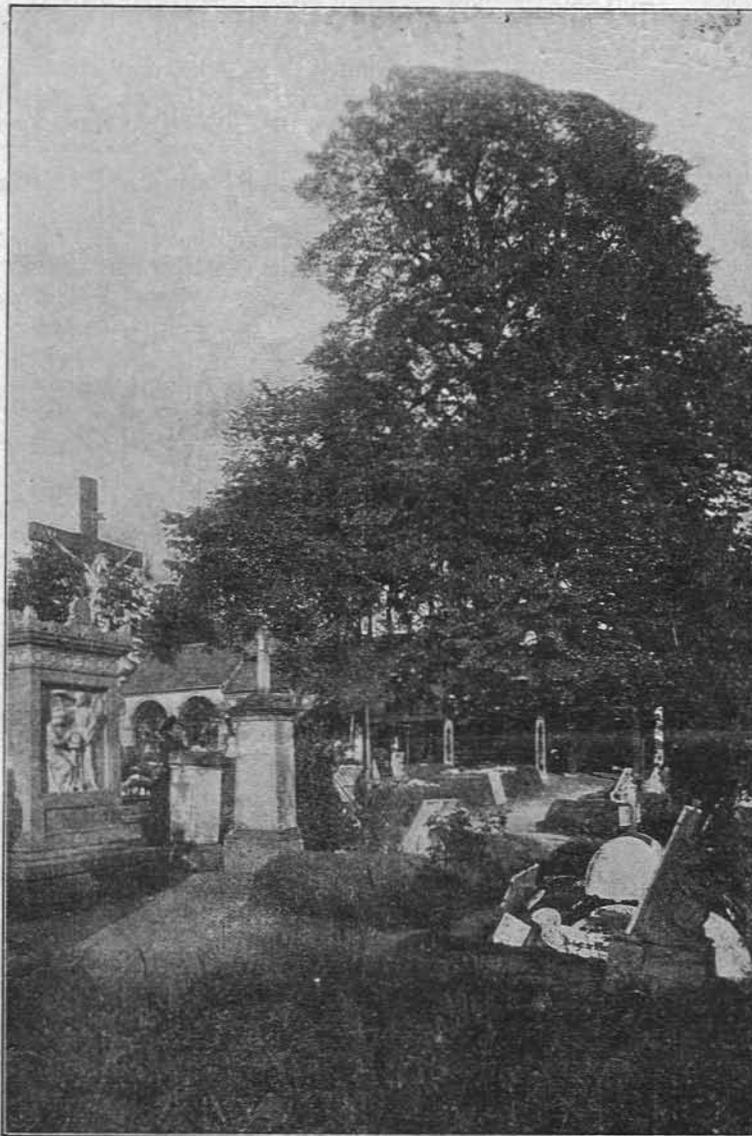
Besonders auch im Erzgebirge ziehen an diesem Tag die Menschen zu den Friedhöfen hinaus, um Zwiesprache mit denen zu halten, die dort schlummern. Doch bei uns Gebirglern hat dieser Trinitatistag auch seine kulturgeschichtlichen Merkmale und Erinnerungen. Da gleiten die Gedanken alljährlich zurück zu alter Zeit, in der in Annaberg am Fuße des Pöhlberges im 16. Jahrhundert die Wallfahrten zu dem mit heiliger Erde bestreuten Gottesacker von St. Anney stattfanden, die mit jenen weltlichen Veranstaltungen verknüpft waren, die heute noch, wenn auch verändert, Bestand haben. Und in der Pöhlbergstadt ist denn auch heute noch der kirchliche Trinitatistag besonders feierlich.

Die alte katholische Feier dieses Tages unter der Regierung des Annaberg-Gründers Herzog Georg des Bärtigen zog viele weit aus der Umgebung heran. Der Tag wurde mit Hochamt und Ablasspendung würdig begangen. Es

am fahrendes Volk aber auch aus allen Himmelsrichtungen mit allerlei Kurzweil herzu. — Das vorige Trinitatisfest Annabergs war von besonderer Art dadurch, daß vor gerade hundert Jahren an diesem Fest die Weihe der neuerrichteten Ho-

spitalkirche stattfand, deren Vorgängerin 1826 ein Raub der Flammen geworden war. Anno 1498 stand eine kleine Kapelle vor dem Wolfensteiner Tor, dort, wo jetzt das Hospital sich befindet. Als man 1502 die Bergkirche in der Stadt gebaut, wurde jene Kapelle zur Hospitalkirche verordnet. Da sie sehr baufällig war, entschloß man sich aber 1684 zur Erbauung der neuen Hospitalkirche, in der ein Jahr später am Dreifaltigkeitstage zum ersten Mal gepredigt ward. Hinter der Hospitalkirche redet der alte Annaberger Gottesacker just am Trinitatistage wieder seine doppelt eindringliche, feierlich stille Sprache und erzählt auch seinerseits interessant Geschichtliches aus vergangenen Jahrhunderten. Als Annaberg gegründet wurde, lag der Friedhof bei der Sankt Annenkirche. später bei einer Epidemie verlegte man ihn vor das Wolfensteiner Tor, dort, wo er jetzt ist. Der Papst erklärte diesen Gottesacker dann zum „heiligen Felde“. Hier steht die berühmte Annaberger Linde, von der die Sage geht, daß sie umgekehrt in die Erde gesetzt worden sei. Man erzählt hierzu, „daß ein Marstaller uff St. Annaberg einen rucklosen Sohn hatte, der an keine Auferstehung glaubte“.

Ein Pfarrer ging mit ihm nun auf den Friedhof, um ihn zu bekehren. Hier erblickte der Bursche eine kleine Linde und sagte zu dem Pfarrer: „So wenig diese Linde auschlagen würde, wenn Ihr sie mit den Nesten in die Erde setzt, so wenig werden die Toten wieder auferstehen.“ Darauf habe der Priester die Linde umgekehrt in die Erde gesetzt und Gott beschworen, sie auschlagen zu lassen. Dies geschah und der junge Annaberger wurde gläubig. — Wie erwähnt, war mit diesem alten Annaberger Trinitatisfest auch ein welt-



Die Friedhofslinde in Annaberg.

liches Treiben verbunden. Gaukler mit dressierten Tieren, Seiltänzer u. a. kamen herbei; ein regelrechter Jahrmaktsbetrieb setzte ein. Was so früher am Wolkensteiner Tore vor sich ging, bildete also den Vorgänger zur heutigen Annaberger Kät, die wir in diesen Tagen nun wieder begehen.



Der Friedhof der Heimat.

Traute Heimat meiner Lieben,
sinn ich still an dich zurück,
wird mir wohl, und dennoch trüben
Sehnsuchtstränen meinen Blick.

Ach, wohl viele von den allen,
die mir dort die Liebe gab,
schlafen schon, und Blüten fallen
von den Linden auf ihr Grab.

Traute Heimat meiner Väter,
wird an deines Kirchhofs Tür
wohl einst, früher oder später,
auch ein Ruheplätzchen mir?

Von einem alten Kelch der Hermannsdorfer Kirche

Der vergoldete Abendmahlstschelch, der bei größeren Abendmahlsfeiern mit verwendet wird, hat, wie jeder andere aus früheren Zeiten stammende Gegenstand auch seine Geschichte. Etwas davon verrät der Kelch selbst, der in seiner schönen, schlichten Form ein wahres Meisterstück edler Goldschmiedekunst darstellt.

Ueber den Anlaß zum Erwerb dieses Kelches gibt ein Aktenstück im Pfarrarchiv Auskunft. Das dort Niedergeschriebene, in der Rechtschreibung jener Zeit wiedergegeben, lautet:

„Heute den 7. Martii ao. 1652 ist der Erbare Georg Süß, weiland Inwohner allhier zu Hermannsdorff in der Pfarr erschienen und hat in Gegenwart des damals ordentlichen Pfarrers Magister Christian Wolffens, ingleichen Georg Graubens des Richters, Hans Ulrichen Gerichtsgeschworenen, Andreae Viertels Kirchvaters, und seiner beiden Cydmänner Samuel und Heinrich Waltherrn freywillig und ungezwungen dahin sich erklärt, wie daß er von denen 20 fl., so er auff Christoph Hiller Guth allhier zu fordern, Sechzehn Gulden der Kirchen allhier zu einem Silbernen Kelch verehren und bescheiden wolle, damit nach seinem Tode Seine Kinder und Kindeskinde, wie auch die ganze Gemeine Seiner gedächtnis und Erinnerung haben möchte. Zumassen Er denn auch solches gethan und mit öffentlichem Handschlag und Bejahung gedachte 16 fl. der Kirche cedieret und übergeben, welche demnach instünfftige, wenn die anweisung im Churfstl. Amte geschieht, auff Christoph Hillers Guth der Kirchen angewiesen und von dem Besizer ausgezahlt werden müssen, welches allhier zur nachricht verzeichnet worden.“

So geht dieser Kelch also auf eine Stiftung zurück, die noch jetzt nach ca. 250 Jahren der Gemeinde zum Segen dient und die es wert ist, daß der Name des Stifters der Vergessenheit entrissen wird. Der Kelch ist jedoch nicht sofort beschafft worden, weil die Summe nicht ausgereicht hat. Ein Stück alter Geschichte gibt der Kelch selbst wieder, denn auf dem Rande der Fußplatte des Kelches steht die Jahreszahl: MDCLXVII (1667) eingraviert und dazu mehrere Buchstaben: L G S SUP. M O W PAST. I E V ARTIE, was bedeutet: L. Georg Seidel, Superintendent, Magister Christian Wolf, Pastor, Johann Ernst Vogel, Goldschmied. Der Kelch hat 34 Taler 16 Groschen gekostet. Erfreulich ist es nun, daß der schöne Kelch bis auf die Gegenwart erhalten geblieben ist und auch die Ausplünderung des Pfarrhauses im Jahre 1813, bei der sogar das Kirchensiegel mit entwendet worden ist, überstanden hat.

Wie einst die Kaiserlichen im Erzgebirge hausten . .

Plünderungen — Schändungen — Rädeln — Sengen und Brennen.

brgr. Es ist gewiß eine bitter harte Zeit, in der auch das Erzgebirge diesmal Pfingst beging. Doch die Geschichte hat ihre Wiederholungen und es bleibt das Wort Ben Affbas wahr, daß alles schon dagewesen ist. Durchblättert man von diesem Standpunkt aus die Geschichte des Erzgebirges, so wird man gewahr, welch furchtbare Zeiten die Gebirgler bereits früher durchlebt, Zeiten, die noch erheblich schlimmer waren, als die heutigen. Wandern wir in Gedanken zurück z. B. in das 17. Jahrhundert, so sträubt sich alles in uns Menschen der modernen Zeit, wenn wir davon hören und lesen, wie es damals im „sächsischen Sibirien“ ausah, wie nicht nur die Natur dem Menschen unendlich viel für sein Leben versagte, sondern auch der damalige

Kriegszustand in Germanien

das Leben zur Hölle machte. Es war im Jahre 1630, also vor 300 Jahren, als im Gebirge hier oben eine furchtbare Kälte herrschte und Mensch und Tier nur so dahinstarben. Auch hatte man

nichts „zu brocken noch zu beißen“,

wie es in Berichten über jene Zeit heißt. Was im Walde nicht verschneit war, wurde von „giftigen Ungeziefer“ begeistert. Hungrige Bären fielen über das Getier her. Dazu die stinkenden Dämpfe kalter Nebel. Im Frühjahr und Sommer wollte trotz kostbaren Düngers nichts wachsen; alles blieb als Brachfeld liegen. Dazu kam die Pest. Aus Furcht vor ihr bauten sich u. a. die Einwohner Wiesenthal's Hütten außerhalb des Ortes (daher der Name Hüttengrund).

Zu alledem kam, wie gesagt,

das Wüten der kaiserlichen Soldateska,

die von Böhmen her unausgesetzt in das Erzgebirge einfiel, raubte, sengte, plünderte und Grausamkeiten verübte. Zwar hatte man nicht Truppen zur Abwehr in Sachsen, dennoch aber gingen die Einwohner den Soldatenhorden mutig zu Leibe. Ueberall wurden die Ortswachen alarmiert. Jene Kaiserlichen waren übrigens oft auch begleitet von böhmischem Gefindel. So erzählen die Chroniken von

Einfällen über Gottesgab und Joachimsthal.

Breitenbrunn wurde von oben bis unten ausgeplündert, die Kirche geschändet. Crandorf, Böhla und Mittweida sahen solche Besuche. In Crottendorf wüteten 6 Muskettiere derart, daß sie der Schrecken der Bevölkerung waren. Es wurde Sturm geläutet. In Cranzahl ging man mit Mistgabeln gegen die kaiserlichen Reiter vor und erstach sie. Anderenorts, so in Scheibenberg und Neudorf, riß man die Soldaten von den Pferden, schlug sie halbtot, lud sie dann auf Karren und warf sie an Abhänge. Gegen Hauenstein rückten die Kaiserlichen 60 Mann stark an, das Schloß zu plündern. Die Gräfin hatte jedoch vorher Nachricht erhalten und alles in Sicherheit gebracht. Als die Plünderer dann nichts vorfanden, schlugen sie alles kurz und klein, was ihnen in den Weg kam. Auf den Feldern bei Oberwiesenthal wurden

die Bauern gefesselt und fortgeschleppt.

Feindliche Artillerie wütete auch in Aue, wo sie nicht zum Besten empfangen wurden. Aus Rache brannten sie Kirche, Schule, Pfarre und Rathaus nieder. Kroaten plünderten Rittersgrün, Schwarzenberg und Raschau. Arg ging es in Schneeberg zu, wo der Stadtrichter auf dem Markt erschossen ward. Die Stadt wurde gebrandschatzt und alle Winkel mit Schande und Grausamkeit erfüllt. Schwangere wurden durch die Straßen geschleift u. a. m. Zu alledem die Pest, die in Schneeberg 2000 dahintraffte, in Marienberg 1500 Menschen. Nicht selten wurden

die Bewohner auch gerädelt,

wenn sie nicht Geld und Lebensmittel schaffen wollten und konnten.

So sah es vor 300 Jahren bei uns im Gebirge aus; und ist es auch nur ein schwacher Trost, so sollen wir doch in unserer Not heute daran denken, daß es in unserer engeren Heimat noch schlimmere Zeiten gab.

Nooch'n Feierohtm



Eibracher.

(Ne wahre Geschichte aus dr Brotmarkenzeit.)

Von W. Laudner, Meuselwitz/Thür.

Dr gestrenge Winter war organge un dr liebe, schiene Fruehling war eigezuhng. Gar freindlich gucket de liebe Sonn' vom Himmel runner; de Natur war wieder erwacht. Neies Lab'n kam in jedes Flaack ringsimmedim. De Menschen war'n aber sei nett su fruh gestimmt, denn 's war Krieg. Dr Feind mußte von unnerer schien Hamit ferngehalten war'n. Un do muß 's ganze Volk miet halsen. Vor allen Ding'n mußte an Lab'nsmitteln gespart war'n, denn mer kriegeten kaane Lab'nsmitteln meh dum Ausland rei. E jeder bekam nar sei bestimmt's Taal. Ihr guten Leit, kennt ihr eich noch drauf besinne? 's war wirklich ene schlimme Zeit. Brot — Flaasch — Butter — Margarine — Zucker — Arbdäppeln — un noch viel annere Marken war'n eigeziehrt wor'n. 's sollt ab'n kühner mehr kriegn wie dr annere. Zu darer Zeit gobs bei'n Gemeindebehörden sei viel ze tue. De Beamten un U'gestellten mußten von frieh bis in de Nacht nei arbeiten. De Marken mußten gezecht un nochert an de Ei'wohner vertaal war'n. Na, ich kaa eich soog'n, 's war kaa Huniglacken. Enn schien Logs sollt mr wieder emol länger arbeiten. 's war ann ne Montig. Aber war hot dü Ahfang dr Boch schie wieder Luft Ueberstundn ze machen. Mei Freind Paul un iech macheten ahm emol nett miet, un so mußten die beeden Dame, die erwahng dr vielen Arbet eigestell't wor'n war'n, alleene länger machen. Wir beeden aber ginge beim Balzer-Karl, Gott hob' ne salig, äh Toppel Bier trinken. Bei dar Gelahnghäat wur nu ä Streich ausgeheckt. Su imme zwölfe rimm ging's Theater lus. Mr macheten de Dorfstroß nauf bis zum Gemeindeamt. Ganz u'auffällig schlichen mr uns in klaane Garten nei, hulten ne grüße Lätter un legetn se ans Haus na. Mei Freind Paul stieg de Lätter nauf un saht ganz begeistert: „Se sei noch do“. Nochert kloppet'r äh bissel ans Fanster na un duckte sich fix wieder nieder. Ich hatt mich drweile an de annere Hausseit' geschlichen, wu mr bequam ans Fanster nalange konnt. Abwachseldnd kloppetn mir an de Fanster naa un fuchtelten mit dr Hand drarimm. Dr Erfolg blieb ah nett aus. Drinne wurd's off amol labandig, un wie off ene Kommando höretn mrsche schreie: „Einbracher, Einbracher, sei do!“ Mir hielten uns ne Bauch vor Lachen. Die beeden Freileins hulten

nu gleich ne Hilfschutzmann von dr Wach, dar nu de Gagd uff uns machen sollt. Mr konnten noch här'n, wie 'r saht: „Die erwisch, ich schieh“. 's Gemeindeamt hot nu zwä Eigäng'. Mar, su hieß namlisch dr Hilfschutzmaa, machet bei dr vordern Tür naus, weil mr uff dr annern Seit an de Fanster gekloppt hatt'n. Mr legeten uns nu am Gartenzaun off de Lauer un warteten off de Dinge, die do komme sollt'n. Ihe kam nu dr Mar. Wie er ball an uns rah war, riss' mr, wos haste, wos faste, aus. Dr Hilfschutzmaa Mar hinnerdrei. Ich kah eich sog'n, dos war ne Gagd. Ne Mar sei Pelerine soog aus, als wenn ne Fahn vom Wind hie un har geschaukelt wir. Als mr nu dachten 's wär genug, bliebn mr trat'n. Ich kaa eich verrotten, war dos ähne Enttäuschung für'n Mar; gleich sprudelt'r uns ah: „Ihr waggeworfene Gunge, ihr Sauhünd' ihr, läßt mied' su renne, ich sollt eich gleich vrhaften — — —“. Dann hatt' mr aber su richtig off'n Baafen geloden. Na, mr wurden aber gleich wieder oanig. Unner Mar ging wieder nei off de Wach un meldet gehorsamst un pflichtgemäß, doß 'r niemand drwischt hätt, 'r kennt sich nett denken, war dos gewasen sei konnt. Die beeden Freileins aber muß dr Mar ehem bränge, denn se fürchteten sich un hattn grüße Angst erwahng dann Ei'brachern. Erst nooch äh paar Wochen hom mr alles erzeehlt. Zuerscht machtn se lange Gesichter, aber nochert mußten se ah miet lachen, doß sich dr Mar hot von uns off'n Baafen loden lassen. Nu, ihr wißt doch: „War ne Schoden hot, hot ah 's Gespött“. —

Gener, dar sich selber aklogt!

Früher, wu de Zeiten noch besser warn als heite, hattens die erzgebirgischen Posamentierer in dr Mode, Sonnohmd mittig aufgehär'n mit Arb'n und erst am Dienstag frieh wieder ahzefange. Also am Montag wur „blau“ gemacht. Dr alte Wilms-Louis wullt nu an dann Montag, weil 'r wußt, doß do de Posamentn-Maschine ruhe, zesamm mit sein Freind ene Reparatur bei en annern an e su ener Maschine fürnamme. Se warn mit enanner schu e paarmol eigekehrt un hatten sich e wingt Zeit vertrödel't. 's ging dr Bah'huffstroß naus un dr Karl saht zen Louis: „Weste wos, mr lasen geleit' übern Ullich-Gärber senn Winterkorn, do schneiden mr e tüchtig Stiek oh.“ Dr Louis war a eiverstandn un rupps warn se dorthie, wu se wollten. E paar Tog drauf trifft ne Louis dr alte Reiter-Lieb, dar war mit ne Ullich-Garber zesamm bei dr Stadtvertrating un machet ne Louis Bierhaltung, doß 'r über'n Winterkorn von Garber geloffen wär un 's hätt' ne de greßte Ueberreding gekoft, doß 'r ne nett agezeigt hätt', 'r sollt nu ah su astännig sei un sich bein Ullich-Garber entschuldign un bedanken. Dr Louis, dar net gern von dr Ahzeigerei wos wissen wollt, war nu harzlich fruh, doß 's dr Reiter-Lieb su weit gebracht hat, un versprach nu ah, alles ze tue, im de Sach endgültig aus dr Walt ze schaffn. Gleich machet 'r sich off de Bee zun Ullich-Garber, 'r war ah drhamm und saht zun ne: „Harr Ullich, ich bie darjenige, dar iber ihrn Winterkorn geloffen is un möcht se im Entschuldigung bitten un vielen Dank sogn, doß Se es nett ahgezeigt hob'n.“ „Su“, mehnet dr Ullich, „Sie sei übern Winterkorn geloffen, dodruv härt ich is erschte Wort, in männ ganzen Labn sei Sie dr erschte, dar sich selber aklogt.“ Dr Louis war wie mit dr Miß derpocht, hatt ne dr Reiter-Lieb wieder emol en Schabernack gespielt. Er zug sich ganz still zeri'd un sann nu off ahne Belanghäat, wu ar ne Reiter-Lieb wieder emol wos annersch auswischen konnt. B. L.

Frühlingsnacht!

De Sterle gud'n in de Nacht,
In Blüt'nschnee un Blumepracht.
Mei Hand hält fest die deine,
For Freid un Glic' möcht' ich greine.
Mir zwä gehärn zamm für alle Zeit
Un freidig tahl'n mr Lust un Leid.

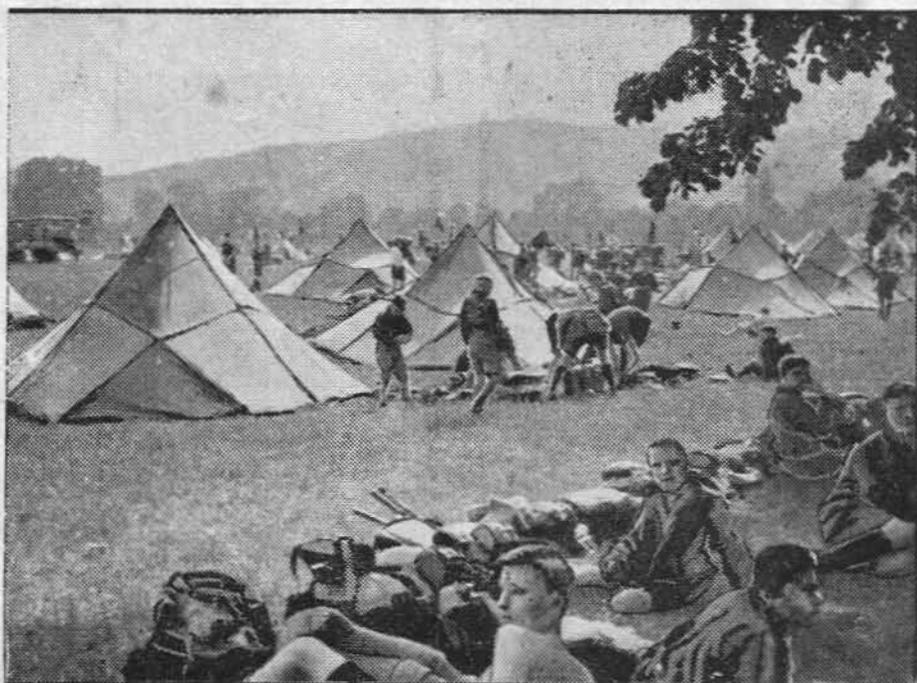
Gertrud Drechsler.

Bilder aus der Heimat und aller Welt



Die Fahrt in den Tod.

Unlängst fuhr in Wäschleithe vor dem bekannten Gasthaus „Osterlamm“ der Radiohändler Börsch von Beiersfeld mit seinem Motorrad gegen einen Postkraftwagen und erlitt hierbei so schwere Verletzungen, daß der Tod eintrat. Der Soziusfahrer kam mit einer leichten Gehirnerschütterung und sonstigen Verletzungen noch glimpflich davon. Unsere Bilder zeigen die Unfallstelle kurz nach dem Unglück.



Die „Freischar junger Nation“ hielt ihren Bundestag in Rudolstadt.

Die „Freischar junger Nation“ hielt ihren Bundestag in Rudolstadt ab. 6000 Jungens hatten sich vor den Toren der Stadt ein großes Zeltlager errichtet (unser Bild), über das der Präsident des Bundes, Admiral von Trotha, den Oberbefehl ausübte.



Die Internationale Flieger-Liga feiert ihr 5jähriges Jubiläum.

Von links nach rechts: Candos (Frankreich), de Ramos (Portugal), Lady Bayley (England), Hermann Köhl (Deutschland), Wouters (Belgien) und Hamond, der Präsident und Gründer der Liga. In Paris fand eine Feier anlässlich des fünfjährigen Bestehens der Internationalen Flieger-Liga statt, bei der die erfolgreichsten Flieger aus allen Ländern Europas zusammentrafen.



Mehe, Sieger der Deutschland-Rundfahrt.

In Rüsselsheim fand die 4000 Kilometer-Deutschlandsfahrt der Radfahrer ihr Ende. Sieger im Gesamtklassement wurde der Dortmunder Mehe mit knappem Zeitvorsprung vor Thierbach-Dresden. Unser Bild zeigt den Sieger Mehe-Dortmund vor dem Zweiten Thierbach-Dresden auf der Strecke der letzten Etappe.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 22. — Sonntag, den 31. Mai 1931.

Pfingstsonne!

Kleine Bilder von einer Fahrt ins Schwarzwassertal.

Grau in grau stiegen die Tage der letzten Woche vor Pfingsten empor, trüb und verschleiert versanken sie. Mit banger Erwartung beobachtete jung und alt den Barometerstand, lauschte groß und klein am Rundfunk dem Wetterbericht. Da — in den späten Nachmittagstunden des Freitags lösten sich die Wolken; die Sonne brach durch den drückenden Schleier, und am Sonnabend segelten nur noch einzelne Wollenballen über den blauen Himmel.

Die Feiertage zogen herauf, strahlend in Venzlicht und Frühlingspracht. Frau Sonne lockte und rief, und willig folgten ihr die Menschen hinaus in den maigrünen Wald, an rauschende Bäche, auf ragende Höhen.

Jäh klettert das holprige Sträßlein, das Grünstädtel mit Crandorf verbindet, zum Scheiderrücken zwischen den Tälern des Böhlbachs und

Schwarzwasfers hinauf. Von Süden her streicht der Wind über treibende Saaten, über Wiesen, die blau wogen von Taufenden blühender Stief-

mütterchen, auf denen grell und gelb wie Gold die Sterne des Löwenzahns prunken. Am Wegrain funkeln die Lautropfen im Morgenlicht, und das junge Laub der Epen, Buchen und Birken glänzt, als sei es für die Sonnenfeier besonders lackiert worden. In der Tiefe der Täler liegen dünne Nebelschleier und verhüllen die Orte des Kaschauer Grundes, nur da und dort schimmert matt ein Dach durch den milchweißen Hauch, aus dem die Wälder und Berge zum wolkenlosen Himmel streben. Hinter Markersbach, das sich eng an die aufsteilenden Hänge schmiegt, baut sich breit und wuchtig der Scheibenberg als scheinbarer Talabschluß auf; ihn flankiert links, blaugrau und langgestreckt, der Böhlberg.

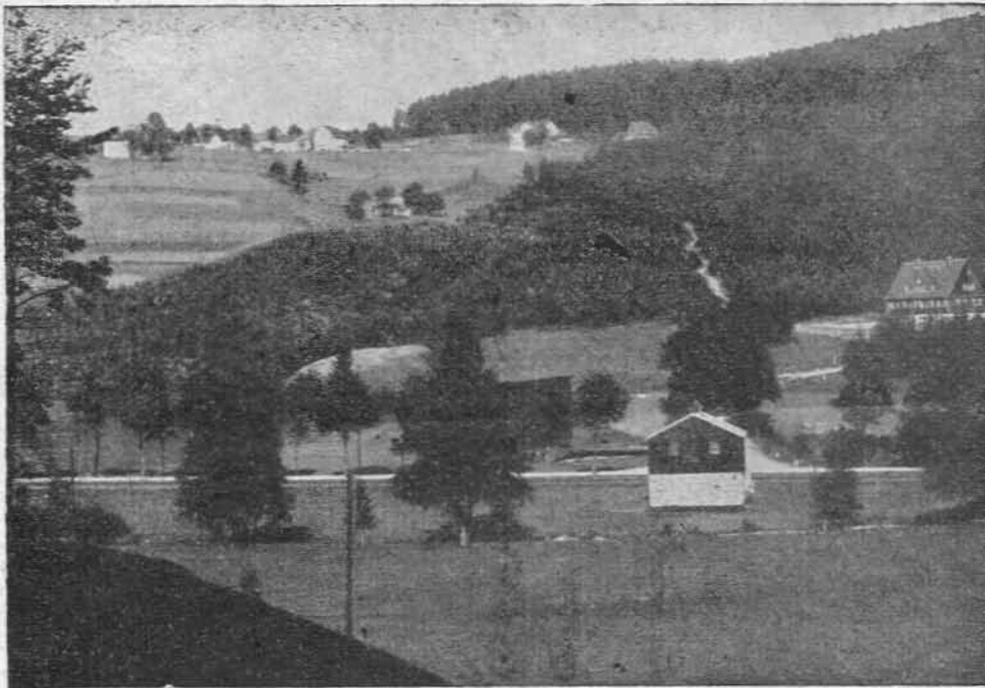
Nach etwa dreiviertelstündiger Wanderung ist Crandorf erreicht, das sich in flacher Mulde zum Schwarzwasser hinunterdehnt, während sich am jenseitigen Talhang in weiter Schleife die Häuser von Bernsgrün reihen. Die nächste Wegstrecke bis Breitenbrunn folgt der alten Straße, die einst von Schwarzenberg über den Rittersgrüner Paß nach Joachimsthal führte. Hart und kühl fällt der

Schatten des Altholzes über den breiten Aushau durch den Wolfsgarten, wie das Gehege in Erinnerung an das Raubzeug, das vor Jahrhunderten trabte u. heulte, heute noch heißt. Dann und wann gibt eine Blöße den Blick frei auf das Rittersgrüner Tal, das sich eng und schmal zwischen Wald- rücken hinwindet. Erlen und Traubenkirschen, übersät von weißen Blütenbüscheln, neigen sich über das

Böhlwasser, das blitzend und sprühend über Wehre und Geröll schießt. Aus dem Grün der Wiesen

reden sich vereinzelt ranke, schlanke Birken und lassen ihre dünnen Zweige im Winde wehen. Weit draußen in der Ferne schwimmen über dem Duster der Fichtenwälder, blaß und verwaschen in den Umrissen, Fichtel- und Keilberg unter dem lichtdurchfluteten Himmel.

Von dem schwarzen Turm der verwetterten Dorfkirche zu Breitenbrunn weht lustig die weiße Fahne mit dem violetten Kreuz. Kinder eilen ihr mit fröhlichem Geplauder zu und tragen große Sträuße jungen Buchengrüns zu festlichem Schmuck des Gotteshauses herbei. Mit bedächtigen Schritten kommen einzelne frühe Kirchgänger die schmale Dorfstraße herauf, zu deren Seiten sich die Häuser in langen Zeilen das enge Seiten-



Steinheidel im Schwarzwassertal.

tal hinabreihen. Auf den Gesichtern der Menschen, an den blinkenden Fensterseiben, auf Wiesen u. braungrünen Ackerstreifen und den Obstbäumen, die über und über mit Blüten bedeckt sind, liegt ein Abglanz des hohen Pfingstlichtes, das vom Himmel herniederstrahlt und alles Sein mit Freude erfüllt. Lenzfroh trillern die Lerchen in der blauen Luft; Schwalben schießen mit spitzem Zwitschern hin und her; in Höfen und schmalen Gärten gackern die Hühner und scharren eifrig nach Korn und Kerf.

Unten, im Tal des Schwarzwassers, faucht und pufst die Eisenbahn; eintönig hallt das Läuten der Signalglocke, ein Pfiff gelst durch die Stille. — Dann ist der Zug mit seiner Fracht sonnendurstiger Menschen vorüber. Neben den Gleisen streckt sich die Landstraße, deren Decke vom Verkehr geglättet ist und matt schimmert. Autos sausen, Motorräder knattern tal- auf, talab, und ihre Insassen lächeln über den, der am Straßenrand auf Schusters Rappen dahinzieht. Ja, lacht nur, ihr Eiligen, die ihr nicht Zeit habt, eure Heimat zu erwandern. —

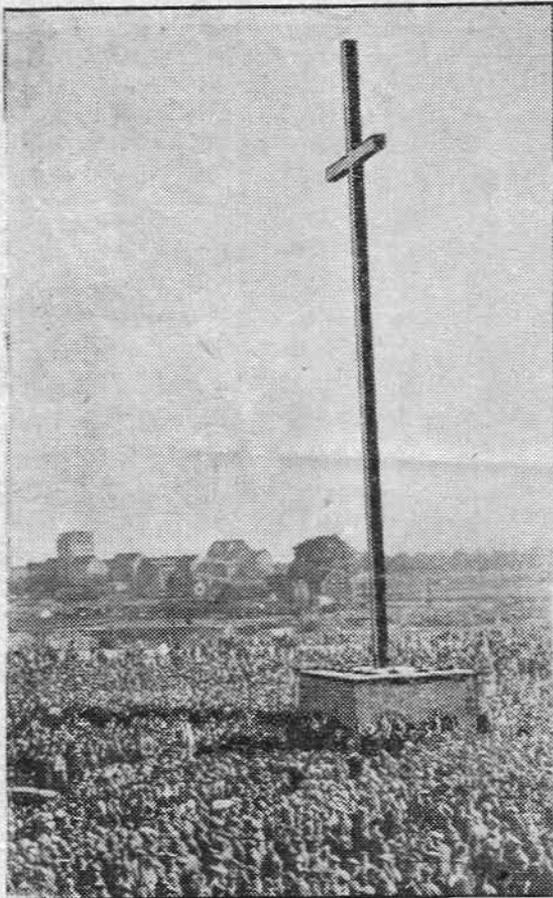
Nach ein paar hundert Metern zweigt bei den Hüttenhäusern ein Fußweg ab und führt durch den Wald lehnend nach Steinheidel. Eine Handvoll echter Gebirgshäuser zwischen Wiesen und schmalen Feldstreifen, liegt der Ort mitten im Wald, abseits vom großen Verkehr und doch nicht außerhalb der Welt. Ein paar Obstbäume, im Schmuck weißer und zart-roter Blüten, geben dem Dörflein ein pfingstliches Aussehen. Prächtig ist der Blick, der sich von hier aus auf den Kamm des Gebirges und die von ihm herabziehenden Rücken bietet. Schwer und düster wälzt der Mantel des Fichtenwaldes bis tief in die Täler und wirkt doch nicht eintönig, denn Buchenbestände und

Lärchenschläge hellen das Schwarzgrün freundlich auf. Vor allem reizvoll ist der Einblick in das Steinbachtal, das sich zwischen Laub- und Nadelholz von Erlabrunn nach dem gleichnamigen Dorf am Fuße des Muersberges hinaufwindet. Seitwärts glänzen die Dächer von Johannegeorgenstadt herüber, der alten Emigrantentstadt am Fastenberg, über den spitz und steil der Kirchturm gen Himmel weist. —

Schwer und drückend liegt die Mittagssonne auf dem Wald. Kein Laut, kein Vogelruf dringt durch die Stille, nur das dumpfe Rauschen der Fichten, deren Wipfel sich im Winde wiegen. Schwer und drückend liegt der Geruch von Harz und Rien zwischen den Stämmen. Ein schmaler Streifen Himmelsblau liegt über dem engen Waldweg, der in weitem Bogen durch Stangenörter und Altholz nach dem Döschkopf führt. Prall prellt das Mittagslicht auf der Blöße, aus der sich die niedrigen Felsklippen erheben. Ringsum herrscht die Einsamkeit des Bergwaldes. Dunkel steigt er aus den Tälern auf zum Gebirgskamm, der sich vom Fichtel- und Keilberg bis zum Plattenberg dehnt und blaugrau im Dunst der Weite sich verliert. Gerade gegenüber am jenseitigen Gehänge des Schwarzwassertals streckt sich Breitenbrunn im Kranz saftgrüner Wiesenflächen lehnend. Gelb leuchten die Hänge von blühendem Löwenzahn, an anderen Stellen scheint weißer Reis auf ihnen zu liegen, doch es sind nur die Blüten des Wiesenchaumkrauts, die ihren Schleier über das Grün breiten. Unendlich hoch und weit spannt sich der Himmel über die lenzfrohe Erde, über die das Licht in strahlenden Wellen flutet und schlummernde Keime zu neuem Leben weckt.

W. L.

Bilder aus aller Welt.



Einweihungsfeier des Schlageter-National-Denkmal in Düsseldorf.

Unter großer Anteilnahme wurde auf der Golzheimer Heide in Düsseldorf das Schlageter-National-Denkmal enthüllt, das zugleich als Gedenkstätte für die 141 Todesopfer des Ruhrkampfes dienen soll.



300-Jahrfeier des „Meistertrunks“ von Rothenburg.

Unser Bild zeigt den Schäfertanz vor dem Rathaus der Stadt Rothenburg o. d. Tauber anlässlich der 300-Jahrfeier des „Meistertrunks“, die zu Pfingsten stattfand

Vater und Sohn



Roman von Kurt Felscher.
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).
(4. Fortsetzung.)

„Nein, Robert, sie soll bleiben, wo sie ist, und dich und mich in Ruhe lassen“, widersprach sie dem Sohn.

Da bäumte sich etwas in Robert auf. Die Mutter war ja rein unvernünftig.

„Und ich lasse doch nicht von ihr.“

„Und wenn ich's durchaus nicht will“, drohte Ida Zeidler. „Du bist mein Sohn und hast mir zu gehorchen. Noch bin ich Herr im Hause. Ich werde selber zum Drömer gehen und ihm sagen, wie zwischen uns die Sachen stehen. Was du in acht Tagen erlebt hast, kannst du schnell wieder vergessen.“

„So — und mein Wort soll ich nicht halten?!“ fragte Robert scharf zurück.

„Dein Wort? Was soll denn das nu wieder heißen? Damit geht's bei so neuer Liebchaft doch nie so schnell.“

„Nu hör' mich amal ruhig an, Mutter, was ich dir jetzt sagen werde. In ein paar Monaten bin ich vierundzwanzig Jahre alt, und da kann einer wohl machen, was er will. Da kann ich mir auch die Theresse nehmen. Da hat kein Mensch mit dreinzureden. Und daß die Drömers nicht „Nein“ sagen werden, das weiß ich schon heute. Ich will eben meinen Teil am Glücke. Die letzten Jahre bin ich ja hier bei dir rein versauert. Denkste, ich weiß es nicht, wie sie hinter mir her lachen und mich „Mutterföhdel“ und „Schürzenbändelsjüngla“ rufen. Seit vorigem Sonntag weiß ich, daß es auf der Welt noch etwas anderes gibt, als zu Hause zu sitzen und Trübsal blasen. Ich konnt' mich gar nicht satt sehen an ihr. Und sie is mir auch so gut, daß keine Macht uns mehr auseinander bringt! Du auch nicht, Mutter. Und deswegen hab' ich ihr heute nach der Kirche die Ehe versprochen, und morgen schon werd' ich zu...“

Robert brach ab und konnte nur noch rasch zuspringen, um seine Mutter vor jähem Fall zu bewahren. Schon während seiner Worte hatte sie mehrmals die Farbe gewechselt und nach ihm Herzen gegriffen. Aber Robert hatte sich nicht abhalten lassen, in dieser entscheidenden Stunde sich auszusprechen.

Als er immer stürmischer redete, hatten sich beide erhoben und standen sich mit klopfenden Herzen gegenüber.

Aber während des Sohnes Pulse nur in jugendstarker Erregung rascher schlugen, stürmten sie in der Mutter geschwächtem Aderwerk zu stark gegen das sorgenmüde Herz.

Als sie hörte, daß Robert dem Mädchen sein Wort verpfändet, hob sie wie abwehrend die Hände, wollte sprechen, aber im nächsten Augenblick brach sie zusammen. Da sprang der Sohn hinzu und fing die Bewußtlose auf.

Am Abend dieses Sonntags wachten Zimpel, der Altknecht, und sein junger Brotherr Robert Zeidler abwechselnd an dem Lager, auf der die Tote mit einem schmerzlichen Zug um die herben Lippen ruhte.

Fünftes Kapitel. Notzeit.

Die Beerdigung der so plötzlich verstorbenen Ida Zeidler versammelte zum ersten Male nach langen Jahren wieder eine größere Anzahl von Menschen in dem Hause, das sonst selten ein

fremdes Gesicht zu sehen bekommen hatte. Und die meisten dieser Frauen waren wohl nur aus Neugier gekommen, blickten mit großen Augen nach dem gelben Kiefernarg, der die barg, die ihnen schon über Jahr und Tag ein Rätsel gewesen war.

Es mochte mit der Verstorbenen wohl nicht ganz richtig gewesen sein.

Schon damals, als sie ihren Mann begraben hatten, war sie so merkwürdig gewesen, hatte starr und stumm an der Gruft gestanden, kein Wort gesprochen, keine Träne vergossen.

Als der Pastor kam, reckte alles die Köpfe. Was sollte der bloß an der Ida Zeidler loben, die doch nie mehr in die Kirche gegangen war?

Und die Frauen hatten mit ihrem Getuschel nicht ganz unrecht. Hinter Pastor Kliem lagen schwere Stunden.

Vor drei Tagen in der Dämmerstunde war Robert Zeidler in seiner Amtsstube erschienen. Seit der Konfirmation vor reichlich zehn Jahren hatte er den jungen Menschen nur flüchtig gesehen. Er war seinem seelsorgerischen Einfluß so gut wie entglitten, hauptsächlich durch den Einfluß der Mutter, wie der Geistliche mit Recht annahm. Und vorgestern war der junge Mensch zu ihm gekommen, um ihm den Tod dieser seltsamen Mutter anzuzeigen.



Theresse.

Aber es war nicht die gewöhnliche, mehr oder minder von echter Betrübniß über den Verlust eines geliebten Angehörigen getragene Anzeige gewesen; nein, aus den Worten Robert Zeidlers hatte schwere seelische Not gerufen.

Der junge Mensch hatte nicht mehr und nicht weniger behauptet, als selbst die Schuld an dem so plötzlichen Tode seiner Mutter zu tragen. Aus Aufregung über die Eröffnung seines Verlöbnißes mit Theresse Drömer habe der Tod ihr ans Herz gegriffen.

Daß ein ursächlicher Zusammenhang bestand, das hatte auch Pastor Kliem nicht leugnen können. Aber Schuld? Von einer Schuld im Sinne einer unsittlichen Tat konnte doch nicht gesprochen werden. Die Bäuerin war eben seit Jahren herzleidend, schwerer wohl, als sie und vor allem ihr Sohn es angenommen hatten.

Und daß Robert Zeidler in jugendlichem Ungestüm einmal seinem übervollen Herzen Luft gemacht hatte — war das menschlich nicht auch zu verstehen?

Von diesen und ähnlichen Gedanken geleitet, hatte der Geistliche auf den verstörten jungen Menschen einzuwirken versucht. Und doch hatte er beim Auseinandergehen den Eindruck

gehabt, als sei all sein Zureden und Trösten vergeblich gewesen. Und so machte Robert Zeidler auch beim Begräbnis seiner Mutter ganz den Eindruck eines seelisch Verstorbenen.

Die wortfargen Beileidskundgebungen der Frauen und wenigen Männer aus dem Dorfe nahm er schweigend hin, ohne auch nur mit einer Muskel zu zucken.

Hätte Zimpel, der Altknecht, nicht alles besorgt, und auch in dieser Stunde die nun einmal nötigen Formalitäten übernommen, so hätten die Petersdorfer wohl noch mehr Grund zum Tuscheln und Raunen gehabt.

So aber ging alles mit Zimpels und einer älteren Magd Hilfe seinen leidlich geregelten Gang. Die Sargträger hatten ihren Korn und ihre Zitrone erhalten; in der Nebenstube stand Kaffee und Kuchen bereit, falls nach der Beerdigung ein kurzer Leichenschmaus folgen sollte.

Die Worte, die Pastor Kliem der Verstorbenen nachrief, gaben den Zuhörern Stoff zum Tuscheln, da sie eigentlich gar keine Anklage über deren Unfrömmlichkeit enthielten, sondern die so plötzlich Verstorbene als einen innerlich unglücklichen Menschen bedauerten, der lange in der Irre gegangen und sich nun heimgefunden habe zum Hause eines Vaters mit vergebender Liebe.



Zimpel, der Knecht

Dann war man hinausgegangen nach dem Friedhof. Der Pastor hatte die üblichen Gebete gesprochen, und dann wurde der gelbe Sarg mit dem silbernen Kreuz darauf in die Tiefe gesenkt.

Alles das zog an Robert wie ein düsterer Traum vorüber. Am Abend, als die wenigen Trauergäste abgezogen waren, trat Zimpel an den Tisch, hinter dem Robert Zeidler saß und stumm vor sich hinstarrte.

„Robert, nu komm of wieder zu dir. Mit dem Kupphängen geht de Wirtschaft nich weiter. Du bist jung und de Leben liegt vor dir. Amal muß halt der Mensch fort: gönnt' deiner seligen Mutter die Ruhe. Glücklich war se ja doch nie im Leben.“

Robert Zeidler saß wie versteinert auf dem Sofa.

Da setzte sich der Altknecht neben ihn, zog seine Pfeife aus der Hosentasche, stopfte sie umständlich und paffte dicke Rauchwolken in die Luft.

„Nu wirfste dich halt ordentlich ins Geschirr legen müssen, Robert. Alles, was de recht is, eine tüchtige Wirtin is se gewesen.“

Wieder vergingen Minuten, ohne daß der junge Bauer etwas erwiderte.

Und je länger das Schweigen dauerte, um so gewaltiger wurden Zimpels Rauchwolken.

Der Altknecht fing langsam an, die Geduld zu verlieren.

Na ja, ein Todesfall war ein trauriges Ereignis, und daß der Robert jetzt so allein in der Welt stand, das war auch nicht gerade schön. Aber hatte er denn mit der Verstorbenen so glückliche Tage verlebt? Er wußte es besser. Die Bäuerin war kein recht sympathischer Mensch gewesen, auch dem eigenen Fleisch und Blut gegenüber nicht. Im Gegenteil, man fühlte ordentlich einen kühlen Strom von ihr ausgehen, so oft man mit ihr näher zu tun hatte. Und der Einsamkeit ließ sich doch wirklich abhelfen. Der Robert hatte doch eine, die lieber heute als morgen als Wirtin in sein Haus einzog.

Wie die Theresie beim Begräbnis bloß immer nach ihm gesehielt hatte hinter ihrem Schnupstuch. Aber der Robert hatte getan, als wäre das hübsche, frische Mädchel überhaupt nicht auf der Welt.

Der mußte ganz verdreht sein.

Aber er wollte ihn schon aus seinem Starrsinn aufwecken.

Schon am kommenden Tage, der in all seinem Tun und Treiben das übliche Gesicht zeigte, nahm Zimpel das Geschick seines nunmehrigen Brotherrn in die Hand. Er müsse am Abend im Oberdorf etwas besorgen, hatte er zu Robert Zeidler gesagt, und war dann im Mondschein des Frühsommerabends die Dorfstraße aufwärts gegangen. Beim Lauffteg über den Zaden bog er ab, warf noch einen Blick nach dem Zeidler-Gut zurück, dessen Haus- und Scheunenmauern, vom Mondlicht hell beschienen, zu ihm herübergrüßten, als wollten sie ihn in seinem Vorhaben unterstützen. „Ja, ja, es wird schon werden“, brummte Zimpel vor sich hin, schob die Pfeife in den anderen Mundwinkel und ging langsamen Schrittes bergan, den Kiefewalder Häusern zu. Eine halbe Stunde später stand er vor Stumms Gasthaus. Es erschien ihm angebracht, hier erst einmal einzufehren und einen Ordentlichen „auf die Lampe zu gießen“. So ganz behaglich war ihm eben doch nicht zumute. Ein „Quartierdel Korn“ war niemals zu verachten.

In der gemütlichen Gaststube saßen keine Gäste. Die Sommerarbeit, die ein frühes Aufstehen verlangte, ließ die Bauern zeitig zu Bett gehen. Der Wirt selber war nicht wenig erstaunt, den ihm sonst wohlbekannten und gern gesehenen Altknecht zu so ungewohnter Stunde bei sich begrüßen zu können. „Ranu, Zimpel, wo kommst du denn her?“

„Nu, wo werd' ich denn herkommen! Von unten natürlich. Bring' mer balde an ordentlichen Korn“, schnitt er weiteres Fragen ein wenig brummig ab.

Aber er kam nicht so leichten Kaufes davon.

Der Wirt stellte ihm das Gewünschte zwar rasch auf den Tisch, setzte sich aber selber zu ihm, offenbar erfreut, einen Menschen zum Schwätzen zu haben.

„Nu, sag' mer bloß, Zimpel, was wird denn nu der Robert Zeidler anfangen, wo doch de Mutter hin is?“

„Was wird er denn machen — heiraten wird er.“

Dem Wirt blieb vor Staunen der Mund offen stehen.

„Heiraten — der Robert Zeidler?“ fragte der Wirt ungläubig.

„Soll er etwa nich?“

„Nu, aber dazu gehören doch zweie; mit wem geht er denn?“

Zimpel paffte dicke Rauchwolken in die Luft, nahm einen tüchtigen Schluck, wischte sich mit dem Handrücken umständlich die feuchten Lippen ab und lächelte stillvergnügt vor sich hin, schwieg und paffte.

„Nu, Menschenkind, da sag' doch einen Ton“, drängte der Wirt. „Erst machste mich neugierig und dann sagste nischt.“

„Ich sag' ooch nischt.“

„Is se aus 'm Dorfe?“

„Ich sag' nischt“, brummte Zimpel, goß den Rest seiner Stampe mit einem Schluck hinunter und stand auf.

Der Wirt blickte ihm kopfschüttelnd nach, als der Altknecht in den mondlichtübergossenen Abend hinausstrat. Von der Haustür aus verfolgte er noch eine Zeitlang den Weg, den der Altknecht einschlug.

(Fortsetzung folgt.)